

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 4

Artikel: Das Ende der Flitterwochen [Fortsetzung folgt]
Autor: Schnetzer, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Mein Bester, Bürger von Athen, der größten Stadt,
 Mit der an Wissenschaft und Kraft sich keine mißt,
 Schämst du dich nicht, nur Gut und Ruhm und Ehr'
 Zu mehren, daß es haufenweise zu dir ström',
 Doch Einsicht, Wahrheit und dein eigen seelisch Selbst,
 Der guten Förderung am ehsten wert,
 Läßt du verkommen? Daran liegt dir nichts?“
 Und wenn er widerspricht, er denke dran
 Und sei auf Jugend lang schon eingestellt,
 So laß' ich ihn nicht los und geh' nicht fort
 Und frage, prüfe, überhöre ihn
 Aus allen Kräften, bis sich etwas zeigt,
 Was er an Tugend hat. Und hat er nichts
 Und meint es bloß, so tadl' ich ihn deswegen sehr.
 Ob Jüngling oder Greis, ob er von auswärts kommt,
 Ob eingeeßten ist, ich übe mein Geschäft. —
 Jedoch am liebsten an den Bürgern dieser Stadt;
 Denn sie sind näher mir, weil stammverwandt. —
 Der Gott befiehlt mir's, und es gibt kein größres Gut,
 Als wenn ich diesen Gottesdienst an euch verrichte.

So geh' ich um und mahne, daß ihr Leib und Geld
 Nicht an der Seele Statt verehren sollt.
 Nicht Güter zeugen Tugend, sondern Tugend zeugt
 Die Güter, und das Gute, so für Staat als Haus,
 Das lehr' ich. Wenn's die Jugend anfricht und verdirbt,
 Dann bin ich schädlich. Aber andres lehr' ich nie.
 Nun folgt dem Kläger oder nicht; ob ihr entlast,
 Ob ihr mich straft, ich werde doch nichts andres tun,
 Auch wenn ich zehnmal dafür sterben müß'! *) J. Ridenmann.

*) Dieses Bekenntnis des weisen Griechen gewinnt auch für moderne Menschen Bedeutung, wenn sie bedenken, daß die innere Freiheit für sie

wertvoller ist als die äußere und alle andern greifbaren Güter. Die Red.

Das Ende der Flitterwochen.

Von Rudolf Schneyer.

Im jungen Haushalt von Albert und Martha mangelte nun weiter nichts mehr... Wie nach jeder neuen Ehegründung, hatte sich im Laufe des ersten Monats noch dies und jenes als fehlend herausgestellt. Doch jetzt waren alle Lücken im Haushalt zugestopft. Das neue Reich, das die beiden jungen Leute sich gezimmert, war geflickt und organisiert. Nach einem Monat schien die Sache zu klappen, hätte es wenigstens sollen...

Albert zählte vierundzwanzig Jahre, trug ein kleines Schnurrbärtchen, stammte aus einer einfachen Arbeiterfamilie, hatte in vergangenen Jahren im Vereinsleben des Städtchens ein

Maul geführt und den Wichtigen gespielt. Er war Mechaniker in einem Eisenwerk. Durch die Hochzeit und die Anschaffungen für den Haushalt war alles draufgegangen, was er sich für diesen Zweck beiseite gelegt hatte.

Martha zählte einundzwanzig Jahre. Sie war Verkäuferin in einem Lebensmittelladen gewesen, trug helles, kurzgeschnittenes Haar, nach der Mode der Zeit. Sie hatte sich in vergangenen Jahren meist in leichten, nicht zuviel unnötigerweise verhüllenden Kleidchen möglichst überall gezeigt, wo die liebeshungrige Jugend des Städtchens ihre Feste feierte, bei Waldfesten, auf dem Sportplatz, bei den ge-

schlossenen Vereinsabenden im Hotel „Schiff“. Und sie war nicht besser und nicht schlimmer gewesen als die meisten ihres Alters und Geschlechtes. Aber immer war sie anziehend gewesen. Und vor allem: sie war schrecklich in ihren Albert verliebt gewesen!

Die beiden waren in die Ehe hineingeklumpt, wie zwei Fliegen in ein Glas Zuckerwasser. Und wie diese, merkten sie anfänglich den Ernst der Situation nicht, sie kamen sich nur wie in eine Überfülle von Glück versetzt vor. Sie zappelten im Glück. Sie vermochten dem Glück nicht zu wehren. Sie ertranken beinahe im Glück. Die Flitterwochen waren ein Glückskrausch.

Schon nach der ersten Woche nahm es ein wenig ab, nur ein wenig. Nach der zweiten Woche dachte man schon wieder ein wenig mehr an die nüchternen Haushaltsdinge, als an die Augenaufschläge, die man einst im Kino einstudiert hatte. Nach der dritten Woche sprach man hauptsächlich von der Bettflasche und der großen Pfanne, die man noch anschaffen sollte. Zugleich begann Albert stiller zu werden und sich mehr der Kocherei, als den seidenen Wangen und den weichen Armen seiner Frau, zuzuwenden. Nach der vierten Woche sprach er beinahe nichts mehr. Er betrachtete seine Frau immer kritischer. Auch Martha verstummte. Es ging ihnen wie den Fliegen im Zuckerwasser, wenn sie sich vom Überfluß vollgesogen haben und merken, daß die Flügel naß sind, und daß man in der herrlichen Süßigkeit auch ertrinken kann, wenn man sich nicht zu helfen weiß.

Und in der fünften Woche, da eben alles hätte klappen sollen, war die Krise da...

Albert ging mit schweisgamen Lippen und mit gefalteter Stirne umher. Sein Gesicht glich aufziehendem Wetter. Wenn er in die Fabrik ging oder aus dieser heimkam, murmelte er einen unverständlichen Gruß vor sich hin und fragte sofort nach dem Essen. Er war wie ein schmolgender Knabe, dessen Ehrgeiz verletzt ist und der deswegen heimlichen Groll mit sich herumträgt. Die junge Frau merkte es. Sie ängstigte sich, war unglücklich, weinte zuweilen während seiner Abwesenheit, wagte aber kaum zu fragen.

Die Tage wurden unfreundlich. Nachtskehrte man sich den Rücken. Küsse wurden spärlich. Man plagte sich. Die Flitterwochen gingen über in den Alltag.

Eines Mittags kam Albert aus der Fabrik, mürrisch, wortkarg. In der Stube stand die Türe, die in das Schlafzimmer führte, offen. Albert sah, daß die Betten noch nicht gemacht waren. Knurrend hing er seine Mütze an den Haken der Stubentüre. Martha war nicht zu sehen. Er hörte sie nebenan in der Küche hantieren. Sie bereitete das Mittagessen.

Er wartete in der Stube. Die Arbeit des Vormittages hatte ihn hungrig gemacht. Gerne hätte er jetzt den Ruf zum Essen gehört, doch Martha war noch nicht fertig. Ungebuldig stöberte er in der Stube herum. An das Buffet tretend, sah er, wie es von Staub schimmerte. Wütend zeichnete er mit einem Finger ein großes Fragezeichen in die weißlichgraue Schicht, die das braunlackierte Holz bedeckte. Auf dem Sopha lag ein Kleidungsstück, das er nun schon einen ganzen Tag hatte dort liegen sehen. Er warf einen Blick in das Schlafzimmer. Die zermüllten Betten sahen so unordentlich aus wie eine zerstampfte Wiese. Auf dem Waschtisch lagen die Haarnadeln seiner Frau, dazwischen Kamm und Seife. Alles lag durcheinander, wie der Gerümpel auf dem Estrich. Das Wasser im Waschbecken war noch nicht geleert, es setzte trauerfarbene Fettränder an das Gefäß. Der Spiegel war vom Waschen verspritzt.

Bornig riß Albert die Schlafzimmertüre zu. Der Widerhall davon dröhnte durch die Wohnräume. In der Küche verstummte das Geräusch des Geschirres, um sich nach einem Augenblick wieder hörbar zu machen.

Albert ging die Geduld aus. Er riß die Küchentüre auf und rief, ob man bald essen könne. „Gleich, gleich“, lautete die halb ängstliche und halb trotzige Antwort seiner Frau.

Erstaunt blieb der junge Ehemann auf der Schwelle der Küchentüre stehen. Am Gasherd hantierte ein junges Weib. War es sein Weib? Es war eine ungekämmte Gestalt, die flüchtig ein farbenes Tuch über das Haar gebunden hatte. Sie trug eine alte Blouse, die er noch nie sah, in der die straffe Brust verschwand, wie eine kleine Kostbarkeit in einem Haufen alter Lumpen. Die Frau hatte sich eine schmutzige Schürze umgebunden und vorn mit einer Sicherheitsnadel zusammen geheftet. Die Füße steckten in zerrissenen „Schlappen“. Albert erkannte sein Weib kaum wieder.

Wortlos, an seiner heimlichen Wut wie an einer Kette zerrend, trat er in die Stube zu-

rück, setzte sich auf einen Stuhl an das Fenster und verfiel in Gedanken.

Er dachte zurück... Er sah sich und Martha zwischen hohen Buchenstämmen auf dem weichen Moosboden eines Waldes sitzen. Es war Waldfest. Eine Kapelle spielte. Auf einer Tribüne tanzte die Jugend des Städtchens. Buntes Leben wogte im Zwielflicht zwischen den Buchenstämmen. An rohgezimmerten Tischen saßen fröhlich die Alten beim Wein. Er saß mit Martha ein wenig abseits. Sie hatten sich heiß getanzt und wollten ruhen. Sie lehnte den Kopf an ihn. Ihr Gesicht glühte, von den hellen Haaren umflogen, zwischen den warmen, leicht geöffneten Lippen flog ihr Lebensatem. Sie trug ein flammendrotes Kleidchen, mit weißen Rändern am Hals, an den Ärmeln und am unteren Saum. Wie eine Flamme war die Gestalt, die er mit dem Arm stützte, eine Flamme, an der er sein Herz verbrannt hatte. — Damals war ein Nachmittag voll Rhythmus und Waldblut, ein Nachmittag, an dem man das Blut mit Vanille-Eis kühlt.

Albert seufzte... Jene rote Flamme war seine Frau geworden. Hatte sie sich nicht in eine Rauchfahne verwandelt?

Da rief Martha in der Küche zum Essen. Er erhob sich.

Als er am Küchentisch seiner Frau gegenüber saß, schmeckte ihm die Suppe nicht. Der Dampf aus der Schüssel mit den gesottenen Kartoffeln widerte ihn an. Es reizte ihn etwas in der Kehle. Ein Wort, das auf die Lippen herauf wollte, würgte ihn in der Brust. Da widerstand er ihm nicht mehr. Heraus mußte es ja doch. Den Blick auf die Frau gerichtet, sagte er:

„Wo hast du diese Blouse her, diesen alten Lumpen, den du trägst?“ Martha legte ihren Löffel in den Teller zurück.

„Meine Mutter hat sie mir gegeben. Sie ist von ihr, ich solle sie noch gar austragen. Sie meint, an den Kochherd und für die schmutzige Arbeit...“

„Sag deiner Mutter, wir hätten hier keine Verwertungsanstalt für ihre alten Kleider. Was ihr nicht mehr gut genug ist, ist es auch für uns nicht. Überhaupt, Martha, wie hast du dich verwandelt! Früher sah ich dich nie so! Immer, wenn wir zusammen kamen, sahst du hübsch und niedlich aus. Weißt du noch, damals beim Waldfest?“

„Ein Haushalt ist doch kein Waldfest. Man kann nicht immer im Tanzkleidchen stecken.“

„Gewiß,“ sagte er. „Aber ich will dich nicht immer so sehen. Die Martha, in die ich mich verliebte, war keine Vogelscheuche; verzeihe mir diesen Ausdruck, jedoch so siehst du jetzt wirklich aus.“ Sie wurde zornig. Das Weinen war ihr nahe.

„Ich habe mich auf unsern eigenen Haushalt gefreut, auf unser eigenes Nest. Aber nun freut es mich nicht. Ich sehe ja mehr Häßliches als Schönes darin. Ich wollte mich an dir erfreuen, doch wenn du dich so kleidest, finde ich ja nichts mehr an dir, woran ich mich erfreuen könnte.“

„Meinst du, man könne im Hochzeitskleid an den Kochherd stehen?“ fiel sie ein. „Es ist zweierlei, miteinander in der Kutsche zum Photographen zu fahren oder Kartoffeln zu schälen und mit den Pfannen zu hantieren.“

„Das weiß ich,“ gab er zurück. „Doch ist es auch nicht gesagt, daß man in einem solchen Aufzug an den Herd stehen müsse. Ist es vielleicht zum Kartoffelschälen notwendig, daß man noch nicht einmal gekämmt ist?“ Sie schwieg und schaute in die erkaltende Suppe. „Natürlich braucht man nicht in seinen besten Kleidern an den Herd zu stehen. Aber ordentlich und appetitlich kann man deswegen doch aussehen.“

Ihr verging der Appetit. Er hatte seinen Löffel längst neben den Suppenteller gelegt und zeigte keine Lust zum Essen.

„Ich will doch nicht, daß meine liebe, frische Frau wie eine Gule aussehe.“

„Albert, du verstehst das Hauswesen nicht. Man kommt da in Gottes Namen mit allerlei in Berührung.“

„Selbstverständlich! Doch hast du ja den ganzen Tag Zeit, mit dem Unangenehmen des Hauses fertig zu werden. Für die kurze Weile, in der wir täglich beisammen sind, könntest du dich wahrhaftig schon ein wenig hübscher machen. Man hat in der Fabrik den ganzen Tag Schmutz genug. Da freut man sich, nach Hause zu kommen, zu seinem Frauchen. Und kommt man dann heim, findet man eine Frau in den alten Lumpen ihrer Mutter. Donnerwetter, das ist nicht nach meinem Geschmack.“

„Die Hauptsache ist doch die Liebe,“ wandte sie ablenkend ein. Im Klange ihrer Stimme zitterten schon die Tränen.

„Natürlich! Was hat man aber davon, wenn man von dieser Liebe nichts sieht? Aus Liebe zu mir könntest du dich z. B. wohl so halten, daß mich dein Anblick freut, daß du mir gefällst und es mir täglich wohltut, dich zu besitzen. Oder nicht?“

ausieht? Einen Himmel, in dem Kleidungsstücke tagelang unverorgt herum liegen? Einen Himmel, in dem die eigene Frau in den alten Blousen und Pantoffeln ihrer Mutter herum schlurft? Nein, das ist ein Himmel, wie ich ihn mir nicht vorgestellt habe. So kann kein Him-



Waldmüller, Niederösterreichische Bauernhochzeit.

Ihr bebten die Lippen, doch sie brachte keine Antwort heraus. In ihm löste sich nun auf einmal all der angehäuften Groll und brach durch die Dämme der bisherigen Rücksichtnahme.

„Wir wollten uns einen Himmel bauen,“ grollte er entseßelt. „Und nun ist es eine Gerümpelkammer geworden! Sieh dich um... Es ist Mittag, und die Betten sind noch nicht einmal gemacht, das Waschwasser ist nicht geleert, die Möbel sind nicht abgestaubt. Kannst du dir einen Himmel vorstellen, in dem es so

mel aussehen, am allerwenigsten der, den wir uns ausgemalt haben. Ich pfeife auf unseren ganzen Himmel, wenn man sich in ihm doch nicht wohl fühlt, wenn es in ihm nichts Erfreuliches zu sehen gibt und er jedesmal, wenn man aus der Fabrik kommt, enttäuscht. Du hast auf die Liebe angespielt. Meinst du, sie fühle sich wohl in einem Nest, in dem es so aussieht? Ich pfeife auf sie, wenn das ihre wahre Heimat sein sollte. Hast du gehört? Wenn sie mir nur einen solchen Himmel zu bieten hat, ist es mit ihr auch nicht weit her.“

Er schob wütend das Essen beiseite. „In einem so unordentlichen und unsauberen Gemisch schmeckt mir kein Bissen. Da gehe ich lieber in die Kantine.“

Er verließ die Küche. Die Tür flog hinter ihm zu. Dann krachte die Stubentüre, und endlich machte die Haustüre das Haus erbeben.

Martha warf den Kopf auf den Tisch und weinte...

* * *

Tagelang schmolte Martha nach diesem Ausbruch. Albert verstummte wieder und kam nicht mehr auf die Sache zurück. Er fettete sich wieder an seinen wortlosen Zorn.

Martha weinte sich aus, während er in der Fabrik an der Arbeit war. Sie dachte wehmütig an die verflossenen Wochen, an den Hochzeitstag mit der fröhlichen Gesellschaft, an die zweitägige Hochzeitsreise nach Luzern an den Vierwaldstättersee, an den Einzug in die eigene Wohnung, in die sie zusammen mit dem rechten Fuße getreten waren, um Glück hinein zu bringen, an all die Süßigkeiten der Flitterwochen und an ihre allmähliche Verwandlung in Bitterkeit. Und das war nun ihr Ende: Unfreundlichkeit, Vorwürfe und Tränen? Also darum hatte ihre Mutter geseufzt, als sie am Hochzeitstage das Jubelglück der Tochter sah... Nun verstand sie die Weisheit dieser Frau. Martha kam das Leben abendlich vor, wie ein verglimmender Tag...

Doch nach wenig Tagen begann sich alles unmerklich wiederum zu wandeln, ohne daß eines von beiden hätte ein Wort zu verlieren brauchen. Sie behielten noch eine Weile gegeneinander ihren kindhaften Trotz, der, wie er von selber gekommen, wieder von selber vergehen sollte.

Eines Mittags, als Albert wie gewohnt wortfarg in die Stube trat, sah er sich verblüfft um. Auf dem Tische stand die Vase, die sonst leer und trocken hinter den Glastüren im Buffet sich gelangweilt, mit frischen Blumen gefüllt, deren staubfadengelben Kelchen Duft entströmte. Eine neue Luft füllte die Stube. Er bemerkte auch, daß alle Möbel abgestaubt waren und kein unversorgtes Kleidungsstück umher lag. Sauberkeit, Ordnung und Freundlichkeit herrschten. Die Schlafzimmertüre war geschlossen. Er öffnete sie und sah noch die alte Geschichte, was auf seine stille Freude einen Dämpfer setzte.

Immerhin... Als er beim Mittagessen seiner Frau gegenüber saß, schickte diese stille Seitenblicke nach ihm. Dann wagte sie, an ihn die Frage zu stellen, wie ihm die Blumen gefielen. Er antwortete, daß sie ihm gut gefielen, jedoch die abgestaubten Möbel und die Ordnung auf dem Sopha gefielen ihm noch besser. Martha atmete ein wenig auf, namentlich, als sie sah, wie er heute mit mehr Appetit aß als sonst. Beim Weggehen in die Fabrik gab er ihr ein freundliches Abschiedswort.

An diesem Tage verloren sich auf ihrem Gesichte die Tränenspurten. Ein hoffnungsvoller Eifer kam nun über sie.

Am folgenden Mittag fand Albert auch das Schlafzimmer in Ordnung. Die weißen Decken waren geschüttelt und hergerichtet und lagen auf den Betten wie weiche, reine Haufen von Neuschnee. Auf dem Waschtisch standen die Toilettengegenstände in sorgsamer Ordnung. Das Waschbecken war gereinigt, und der Spiegel glänzte. Der Boden war gesäumt, und alle Kleider, die man just nicht brauchte, waren in den Schrank verstaut.

An diesem Mittag aß er beinahe mit Begehren und hieb tüchtig in den dampfenden Berg von Käsnudeln, den ihm seine Frau vorsetzte. Das einfache Essen schmeckte ihm, wie sonst nur der Kalbsbraten. Da wurde Martha angesteckt und aß mit ihm um die Wette. Sie beugte sich über ihren Teller. Ihre hellen Haare umpendelten wieder in gekämmter Ordnung ihr Gesicht. Er lächelte... Seine Frau mußte heute tüchtig geschafft haben, nach ihrem Appetit zu schließen...

Mit fröhlichem Gruß verließ er sie an diesem Mittag.

Aber Martha sah ihm nachdenklich nach. „Warum hat er mich noch nicht geküßt, wie er es früher tat?“ frug sie sich. Eine gedankenvolle Falte stellte sich senkrecht zwischen ihre braunen Augen, über der Nase stehend, wie das Ausrufezeichen über dem Punkt.

Am Tage nachher trug sie neue farbige Hausschuhe, auf der Behenkappe mit Blumen bestickt.

„Wo kommen die her?“ forschte Albert.

„Auch von meiner Mutter. Sie war gestern Nachmittag schnell da, um zu fragen, wie es gehe — und nun hat sie mir heute morgen diese Hausschuhe gebracht,“ lautete die Antwort. Gleichzeitig trug Martha eine neue weiße Küchenschürze. „Die ist auch von ihr,“ sagte sie.

„Ja, du hast eine kluge und gute Mutter, ich habe es ja immer gewußt. Sie weiß, wie es in einer jungen Ehe aussehen muß.“ Er lachte verborgen in seinen Mundwinkeln. Sie sah ihn erstaunt an.

An diesem Tage würzte er seiner Frau das Essen mit einer Anerkennung über ihre Kocherei, die immer so einfach und doch kräftig und gut sei. Die Anerkennung freute sie. Endlich flog wieder ein Hauch von jenem Übermut über sie, wie er sie im Brautstand immer beseelt hatte.

„Ach, das ist noch nichts. Ich könnte dir ganz andere Dinge vorsehen, wenn du erst die Meisterstelle und den Meisterlohn in der Fabrik hättest, von denen du immer träumst.“ Sie von diesem Gedanken ablenkend, fragte er:

„Was wußte die Mutter sonst noch?“

„Nicht viel. Sie meinte, junge Männer seien halt eben ein wenig eitel und vom Braut-

stand her verwöhnt. Sie schmückten sich gerne mit ihren Frauen, die sie zeigen wollen, wie sie Kameraden ihre goldene Uhr zeigen. Sonst aber hätten sie schließlich in vielem recht. Nur vergäßen sie immer, daß man erst nach und nach sieht, was es alles im Haushalt braucht. Man käme meist erst darauf, wenn es notwendig sei. Es sei eine ewige Sache mit dem Haushalt; meine man, man habe nun alles, so fehle erst recht wieder etwas.“ —

Trotz alledem küßte er sie auch an diesem Tage noch nicht...

Und Martha sah ihm auch heute wieder sinnend nach, als er nach der Fabrik zurück ging. Das Ausrufezeichen stand wieder steil und voll Gedanklichkeit zwischen ihren Brauen, in das rundliche Näschchen verlaufend.

(Fortsetzung folgt.)

Kreuzweg.

Ich habe an mancher Türe geklopf,
Den Hunger zu stillen, mich unterjocht.

Ich duldete schweigend, in stummem Leid
Den Stachel der Rücksichtslosigkeit.

Auch höflicher Worte hörte ich viel —
Doch waren sie hohl, ein erbärmliches Spiel.

Nur selten, vielleicht alle hundert Mal,
Empfing mich ein leuchtender Sonnenstrahl,

Empfing mich des Menschseins edelste Blüte:
Die warme, verstehende Herzensgüte!

Heinrich Anacker.

Geistig rege und geistig träge Kinder.

Von A. Gneist.

Ein jeder hatte wohl schon Gelegenheit, den großen Unterschied kennen zu lernen zwischen einem sogenannten „geweckten“ Kinde und einem solchen, dessen Sinnenleben von einer Art geistiger Stumpfheit befangen zu sein scheint. Häufig finden sich die Eltern solcher geistesträgen Kinder damit ab, daß diese eben von Natur aus stiefmütterlich bedacht seien. Im Familienrat steht es fest, das Kind ist dumm, es begreift schwer, ihm fehlt die rasche Auffassungsgabe. Daß eine solche, womöglich vor den Ohren des Kindes ausgesprochene Kritik eine große Gefahr bedeutet, indem sich das lähmende Gefühl der Entmutigung lebenslänglich bei dem jungen Wesen einnisten kann, das bedenken die Wenigsten. Noch viel seltener aber sind sich die Eltern jener geistesträgen Kinder bewußt, daß sie selbst ein gut Teil der Schuld trifft, wenn sich das Kind zu dem entwickelte, was man ihm als Makel vorwirft.

Das Wort „geweckt“ besagt eigentlich schon genug: liegt nicht hierin schon ausgesprochen, daß es das Gegenteil ist von einem schläfrigen oder schlafenden Geist, den zu wecken sich niemand Mühe gab? Doch wer ist es, der diesen Weckruf an das Innenleben des Kindes ergehen lassen soll, und wann ist der geeignete Zeitpunkt hierzu? — Die Mütter sind es vor allem, die schon im zartesten Alter des Kindes tausendfältige Gelegenheit haben, die schlafenden Geistesgaben des jungen Menschenkindes zu wecken und zu beleben, und zwar dadurch, daß sie das Kind „denken“ lehren und einem gedankenlosen, stumpfsinnigen Dahinleben schon von früh an entgegensteuern.

Mögen sich die Gelehrten darum streiten, inwieweit die Beweglichkeit des Geistes angeboren oder anerzogen sein kann! Soviel steht fest, daß die Erziehung, die Gewöhnung ein mächtiger Faktor ist auch auf diesem Gebiet.